

Besprechungen.

Richard Heuberger. Das Urkunden- und Kanzleiwesen der Grafen von Tirol, Herzoge von Kärnten, aus dem Hause Görz. Sonderabdruck aus den „Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung“ IX. Ergänzungsband, 1. u. 2. Heft. Innsbruck, Wagner, 1913.

Die Kanzleibücher der Grafen von Tirol sind längst vielfach benützt worden und über ihre große Bedeutung war kein Zweifel. Aber es erging den tirolischen Registern wie anderen auch: sie wurden ausgezogen und ihr reicher Inhalt für die Darstellung der Landesgeschichte verwertet; Wesen und Ursprung der Bücher blieben darüber vergessen. Die Lehre von den Privaturkunden, in deren Gebiet das Urkundenwesen der Landesfürsten fällt, ist die jüngste der drei Teildisziplinen der Urkundenwissenschaft und sie hat überall im Dienste der Landesgeschichte noch reichlich kritische Arbeit zu leisten. Aus solchen Studien ging die ausgezeichnete Arbeit Richard Heubergers hervor, über die wir hier kurz berichten wollen.

Die Frage nach dem Ursprung des Registerwesens der Grafen von Tirol hat sie veranlaßt. Der Verf. legt sehr richtig dar, daß die Beantwortung dieser Frage eine eingehende Beschäftigung mit dem Urkunden- und Kanzleiwesen Tirols überhaupt erforderte. Denn nur in diesem Zusammenhang läßt sich das Wesen der Teilerscheinung — und eine solche sind die Register — richtig erkennen. Daß H. bei seiner Arbeit nicht gleichmäßig nach allen Seiten hin jede Einzelheit verfolgen und erklären konnte, sondern stets das Ziel im Auge hielt, um sich nicht ins Uferlose und überdies ins Ungewisse zu verlieren, wird eine gerechte Beurteilung ihm nicht zum Vorwurfe machen wollen. Ein solches Bescheiden war notwendig. Noch ist die Forschung nicht so weit gediehen, daß eine

abschließende, zusammenfassende Darstellung möglich wäre. Vielmehr sind noch viele Vorarbeiten im einzelnen zu leisten. Was aber H. mit dieser Arbeit erreichen wollte, ist ihm trefflich geglückt.

Er behandelt einleitend die verschiedenen Urkundengebiete, die sich in Tirol berühren und alle das Werden des landesfürstlichen Urkundenwesens beeinflussen. Der Norden gehört zum Gebiet der bayrischen Urkunde, im Süden herrscht das Notariats-Instrument und rätio-romanische Einflüsse wirken vom Vintschgau her. Die Urkunden der Bischöfe von Trient und Brixen und besonders die der deutschen Könige vervollständigen noch die Reihe der Quellen, aus denen heraus das Landesfürstentum in Tirol sein Urkundenwesen entwickelte. Das Aufkommen der landesherrlichen Urkunde gestaltete sich zum Teile eben darum besonders, weil die Siegelurkunde sich hier gegen das hochentwickelte Notariatsinstrument des Südens durchzusetzen hatte. Aber rasch fiel ihr dennoch der Sieg zu; denn die Macht der Zentralregierung stand hinter ihr. Nur für Südtirol behielt man im besondern die Form des Instruments bei und dieses beeinflusste wieder vornehmlich den Sprachgebrauch der landesfürstlichen Urkunde.

H. nimmt an, daß um die Mitte der 80er Jahre des 13. Jahrhunderts die äußeren Formen für die verschiedenen Urkundenarten fest ausgebildet waren und unterscheidet auch für Tirol die üblichen Formen des Privilegs und der litterae patentes und clausae. Freilich verfließen ihre Formen sehr stark.

Sodann behandelt H. die innere Entwicklung der Urkunden von der Beweis- zur Geschäftsurkunde. Ich muß gestehen, daß mir der Verf. in seinem Streben, die Dinge gedanklich zu fassen und zu scheiden, etwas zu weit zu gehen scheint. Daß z. B. Mandate in der Regel kein Recht schaffen und also nicht Beweismittel für eine vollzogene Rechtshandlung sind, daher als an sich dispositive Urkunden, deren Zweck durch ihre Ausstellung selbst erreicht wird, für die Frage »Beweis- oder Geschäftsurkunde« nicht in Betracht kommen, ist allgemein gesprochen wohl nicht richtig. H. gibt selbst Ausnahmen zu. Aber wie viele Verleihungen, Zahlungen u. s. f. sind nicht in Form von Mandaten beurkundet worden. Man müßte, um H. hier zustimmen zu können, den Begriff des Mandats ganz unnatürlich einschränken. Ich betone aber gerne, daß weder diese Auffassung noch andere, die vielleicht nicht ganz unwidersprochen bleiben werden, auf die ich aber hier nicht eingehen kann, den Verf. im weiteren Verlaufe seiner Untersuchung auf falsche Wege bringen.

Der zweite Abschnitt ist der Geschichte der Kanzlei und ihrer Beziehungen zur Verwaltung gewidmet. Auch die tirolische Kanzlei

ist in engem Anschluß an die zentrale Verwaltungsstelle ausgebildet worden. Darum setzt H. zunächst mit einer Untersuchung des Kammerpersonales unter Meinhard II. ein. Er führt dann aus, daß unter Meinhard II. und auch unter seinen Söhnen eine beamtenmäßige Organisation bestand, d. h. die Ämter nicht lebenslänglich und erblich sondern auf Zeit und Dienst verliehen wurden. Wie sonst im ganzen Buche zeigt sich auch hier die vortreffliche Kenntnis aller Quellen, über welche der Verf. verfügt.

Von der Kammer unter Meinhards II. Söhnen, in der wir mehrere Schreiber nebeneinander beschäftigt finden, geht H. dann auf die Entwicklung der Kanzlei im besondern über. Er untersucht ihre ganze Organisation. Ich kann natürlich die vielen Einzelheiten, die er zu einem klaren Bilde zusammenfügte, hier nicht einmal andeuten. Wichtig scheint mir vor allem das frühe Eindringen des Laienelementes schon vor 1300. Der Stellung des Protonotars widmet H. eingehende Untersuchung und forscht auch der sozialen Stellung der Notare und der unter ihnen stehenden einfachen Schreiber, ihrer Entlohnung u. s. w. nach. Mit dem Dompropst Friedrich von Brixen, einem unehelichen Sohne Meinhards II., der dann die Leitung der Kanzlei übernahm und eine hervorragende Rolle in der Verwaltung und sonst auch spielte, beschäftigt sich H. ausführlich. Es handelt sich dabei um die Frage des Kanzlertitels in Tirol. Ob Friedrich ihn schon führte, läßt sich direkt nicht erweisen.

Nach dieser lehrreichen Skizze greift nun der Verf. die Frage des Registerwesens auf, zu deren Beantwortung die vorangehenden Untersuchungen notwendig waren. Er kommt zu dem Schlusse, daß sie allmählich und selbständig entstanden sind, nicht auf einmal und bewußt nach einem fremden Vorbilde etwa übernommen wurden. Das scheint mir durchaus zutreffend. H. legt das Aufsteigen von Aktregistern zu Urkunden- und Vollregistern dar, welcher Wandel sich vollzog, als »der Dompropst von Brixen der Kanzlei vorstand und Trienter Domherren ihr angehörten«. (Die Register beginnen mit dem Jahre 1308.) Der Verf. knüpft daran ansprechende Vermutungen über Einflüsse dieser beiden Hochstifte. Er weist ferner bei der Frage der Aktregister mit besonderm Nachdruck auf die Imbreviaturbücher der Notare von Südtirol hin, die bei der Anlage jener anregend gewirkt haben mögen. Ich stimme H. hier überall zu und bin auch mit ihm der Meinung, daß dennoch die Register selbständig erwachsen, nur die ähnlichen Folgen ähnlicher Verhältnisse sind. Was der Verf. sonst für die tirolischen Register in Bezug auf ihre Verwendung im Verwaltungsdienst, ihre Mängel, ihren Quellenwert u. s. w. noch nachweist,

bestätigt die auch anderwärts gemachten Erfahrungen. Er hat das alles geschickt eingeordnet.

Wertvoll sind auch die Beilagen. Sie füllen 60 Seiten! Hier wird vor allem eine Übersicht der tirolischen Kanzleibücher bis 1335 geboten. Die Kodizes sind ausführlich beschrieben und ihr Inhalt wird eingehend berücksichtigt. Wer sich mit tirolischer Geschichte dieser Zeit befaßt, wird dem Verf. diese mühsame Zusammenstellung aus drei Archiven gewiß danken. Sie ist zugleich eine wichtige Vorarbeit für das tirolische Urkundenbuch, dessen einen Teil eben H. bearbeiten wird. Das schöne Buch ist so für die Lehre von den Fürstenurkunden des Mittelalters und die tirolische Landesgeschichte gleich wertvoll und fördernd.

Wien.

Otto H. Stowasser.

Die römische Curie und das Concil von Trient unter Pius IV. Aktenstücke zur Geschichte des Concils von Trient im Auftrage der historischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften bearbeitet von Josef Šusta. Wien, Hölder, I. Band 1904, II. Band 1909, III. Band 1911, IV. Band 1914.

Im vorvergangenen Jahre, knapp nach Ausbruch des großen Weltkrieges hat die wichtige Veröffentlichung der hist. Kommission der Wiener Akademie über das Konzil von Trient ihre Vollendung erreicht. Die hist. Kommission hat damit ein von ihrem ehemaligen bedeutendsten Mitglieder angebahntes Unternehmen unter ihre Fittiche genommen und zu einem glücklichen Abschlusse gebracht. Denn Theodor Sickel ist der Vater dieses großen Werkes. Der geniale Diplomatiker war nichts weniger als ein einseitiger Fachgelehrter. Sein überaus reger Geist wandte sich der allgemeinen Geschichte und im Besonderen der Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts, mit regstem Interesse zu. Vom 15. Jahrhundert hat er seinen schriftstellerischen Ausgang genommen. Wie er zum Konzil von Trient kam, wie er im Wiener Staatsarchiv das damals sorgsam geheimgehaltene Reformationslibell des Kaisers Ferdinand I. fand, hat er selber erzählt. Lange wurde ihm die Benützung dieser Akten vorenthalten. Erst 1870 wich der Bann. Der neue Direktor des Haus-, Hof- und Staatsarchives Alfred von Arneth trat für möglichste Freigabe der Benützung zu Gunsten ernster Forscher

ein, und die liberale Ära hatte das Verhältnis des österreichischen Staats zur Kurie geändert und das Konkordat zerbrochen. Nun schritt Sickel zur Veröffentlichung seiner Aktenstücke zur Geschichte des Konzils von Trient, die 1872 erschienen. Sie erhellten die Stellung des kaiserlichen Hofes zum Konzil während seiner dritten Sitzungsperiode. Jahre vergingen seitdem. Aber Sickels Interesse für das Konzil, das man als die Grundlage der katholischen Restauration und des heutigen Katholizismus bezeichnen kann, blieb lebendig. Als Sickel, nunmehr als Direktor des österreichischen Instituts in Rom an die Herausgabe der Nunziaturberichte ging und mit dem preußischen Institut ein Abkommen über die Arbeitsteilung traf, behielt er den Österreichern die Pontifikate Pius IV. und Pius V. bevor, die Zeiten des Konzils und der beginnenden Gegenreformation unter Maximilian II. Und wieder wandte er sich dem Konzile zu. Auf dem Konzil selber und unter den Zeitgenossen wogte der Streit, ob man das Konzil angesichts der einengenden Geschäftsordnung als ein freies bezeichnen könne. Damals entstand das Witzwort, daß der heilige Geist wöchentlich einmal im Koffer von Rom nach Trient reise. Der Streit spann sich in der Literatur weiter. Der Servit und Ratgeber der Republik Venedig in geistlichen Dingen Fra Paolo Sarpi lieferte eine Zeichnung, die von der Freiheit nicht viel übrig ließ. Die Kurie ließ durch den Jesuiten Pallavicini eine Entgegnung verfassen. Beide stützten sich auf Akten, Sarpi auf das Material aus dem Nachlaß des Kardinals von Mantua, Pallavicini auf die Akten des Vatikans. Die Einflußnahme der Kurie und deren Maß waren nur zu entscheiden durch Einblick in die Originalakten. Auf diese Akten warf sich nun Sickel. Die Verhandlungen des Nunziums mit dem kaiserlichen Hofe drehten sich ja auch zum guten Teil um das Konzil. Die eine Gruppe von Schriftstücken war ohne die andere nicht verständlich. So erweiterte Sickel die dem österreichischen Institute in Rom gesteckte Aufgabe durch die Bearbeitung auch der Konzilskorrespondenz. Er selber setzte sich an die Arbeit. In seinen römischen Berichten (Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften hist. philos. Klasse 133, 135, 141, 143, 144) gab er Übersichten über die Aktenlage und Geschäftsgebarung am Konzil und an der Kurie, wobei er zugleich wichtige Aktenstücke aus diesen Briefschaften veröffentlichte. Die Bearbeitung der Konzilskorrespondenz selber übernahm Josef Šusta, Professor an der tschechischen Universität in Prag. Vier stattliche Bände füllen diese Veröffentlichung.

Es sei mit einigen Worten auf den Inhalt und die Art der Veröffentlichung hingewiesen. Zunächst bezieht sie sich wie die

frühere Ausgabe Sickels nur auf die dritte Periode des Konzils. Für die zwei früheren sind solche Briefschaften nicht in erheblichem Umfange erhalten. Für ihre Geschichte kommen vornehmlich Tagebücher und ähnliche Quellen in Frage. Auch war es Kaiser Karl V. und nicht Ferdinand I., der bei den Konzilsverhandlungen hinter dem Konzil neben den Päpsten Paul III. und Julius III. die erste Rolle spielte. Erst in der dritten Periode kamen die deutschen und österreichischen Interessen in Frage. Dann beschränkt sich die Ausgabe auf den Briefwechsel des Papstes und des Kardinalnepoten Carlo Borromeo mit den Konzilslegaten und einzelnen andern Vertrauensmännern der Kurie in Trient und Rom. Dazu treten allerdings ergänzend noch Briefwechsel mit dem Kardinallegaten Ferrara in Frankreich und den Nunzien und besonderen Boten in Frankreich und Spanien, sofern sie mit der päpstlichen Konzilspolitik sich berühren. Und das ist mehr oder weniger bei den meisten dieser Schriftstücke der Fall gewesen. Die sogenannten Akten des Konzils aber, Protokolle über die Anträge, Sitzungen, Reden, Abstimmungen, Tagebücher u. s. w., fallen außer den Kreis der Veröffentlichung. Die Görres Gesellschaft hat es bekanntlich unternommen auch dieses Material zu bearbeiten, nachdem schon vorher Theiner seine *Acta Concilii Tridentini* herausgegeben hat. Diese Briefschaften sind nicht vollständig veröffentlicht. Nur die wichtigsten Stücke sind vollinhaltlich gedruckt, minder wichtige in Anmerkungen auszugsweise mitgeteilt. Aber auch Stücke, die anderwärts veröffentlicht sind, wie in Sickels Berichten, Lainez *Disputationes Tridentinae* ed. Grisar und älteren Sammlungen sind nicht wiedergegeben; es wird auf sie verwiesen und wo sich Verbesserungen des Textes ergaben, werden sie mitgeteilt. Auch die Anordnung der Briefschaften ist eine eigentümliche. Sie ist nicht die chronologische, sondern die Stücke sind gereiht nach ihrem Einlangen in Trient. Das hat den Vorzug, daß Zuschrift und Antwort beisammen stehen, und man sofort weiß, welche Weisungen den Legaten bekannt waren.

Der Ruf nach der Reform an Haupt und Gliedern war seit dem 14. und 15. Jahrh. nicht mehr verstummt. Luther hat seine Thesen angeschlagen und eine gründliche Reform der kirchlichen Lehre und Einrichtung in Vorschlag gebracht und durchgeführt, Zwingli und später Calvin und viele andere folgten. Ihre Lehren verbreiteten sich reißend, die Bibel, die die Reformatoren dem Volke in die Hand gaben, erprobte von neuem ihre Werbekraft. In Deutschland gewann die Bewegung durch den Anschluß einiger Reichsstände bekanntlich eine hochpolitische Bedeutung. Aus dem Mönchsstreit erwuchs eine Flamme, die die alte Kirche zu zerstören

drohte und damit einen der Grundpfeiler der christlichen mittelalterlichen Welt. Allgemein wurde der Ruf nach dem Konzil, das der Welt den Frieden schenken und damit die Einheit der kulturellen Entwicklung wiederherstellen sollte. Auch der Kaiser Karl V. sah im Konzil den einzigen Rettungsanker für die Einheit des römischen Reiches. Aber die Päpste widersetzen sich. Sie fürchteten nach den Erfahrungen von Konstanz und vor allem von Basel, daß die Reform ihre Rechte und Einkünfte ungebührlich schmälern würde, und ihnen schloß sich aus den gleichen Gründen die ganze Menge der Kurialen, von den Kardinälen angefangen bis zu den Kanzleischreibern und Advokaten herab an, eine gewaltige Macht, die jedem der ihr entgegentrat, wie der redliche Niederländer Hadrian VI. das Leben sauer machte. Als aber der Franzosenfreund Klemens VII. von Kaiser Karl V. mit den Waffen niedergeworfen worden war, mußte er die Berufung des Konzils geloben. Doch erst unter Paul III. kommt der Plan zur Ausführung. Der Papst beruft das Konzil und zwar nach Trient. Trient war ein Glied des deutschen Reiches, die Stadt lag in Deutschland, aber doch jenseits der Alpen, den Italienern bequem und mit vorwiegend italienischer Bevölkerung. Sie war das äußerste, was die Kurie zugestand. Der Kaiser erscheint in Deutschland, um die Protestanten mit den Waffen zu nötigen, sich dem Konzil zu unterwerfen. So wird das Konzil eröffnet unter dem doppelten Schutz des Papstes und des Kaisers. Der Plan des Kaisers gelingt, die Schmalkaldner werden niedergeworfen. Da fürchtet der Papst die Übermacht des Kaisers, er schwenkt zu Frankreich hinüber und verlegt das Konzil nach Bologna. Das bedeutete den Bruch mit dem Kaiser und auch den Bruch des Konzils. Denn die Spanier folgten dem Rufe des Papstes nicht; sie blieben unter Protest in Trient. Unter Julius III. wird das Konzil neuerdings berufen; wieder sind Papst und Kaiser einig. Aber Kurfürst Moriz von Sachsen sprengt durch seinen kühnen Zug nach Tirol das Konzil auseinander. Paul IV. ist im Widerspiel zu den Habsburgern gewählt. Mit Ferdinand I. geriet er in Streit, mit Philipp II. in Krieg. Zwar unterlag auch er den spanischen Truppen des Herzogs Alba, aber vom Konzil wollte er nichts wissen, so sehr er kirchlichen Reformen geneigt war. Nach seinem Tode erneuerte Ferdinand I. die Forderung nach dem Konzil, und auch Frankreich, in dem inzwischen die Lehren Calvins reißende Fortschritte gemacht hatten, schloß sich dem Begehren an. So mußte sich der Kandidat der spanisch-österreichischen Partei, der Kardinal Johann Angelo Medici, nicht ein Glied der berühmten Florentiner Familie, sondern ein Mailänder, der durch seinen Bruder, einen tapfern und

rücksichtslosen Söldnerführer emporgekommen war, verpflichten, das Konzil einzuberufen. Als Papst Pius IV. erfüllte er dieses Versprechen. Die Dinge in Frankreich waren dahingekommen, daß ein Nationalkonzil unausweichlich schien, dessen Ausgang unberechenbar war, auch die Lossagung Frankreichs von der päpstlichen Obedienz bringen konnte. Schon um diese Gefahr zu beschwören, sah sich Pius veranlaßt, das allgemeine Konzil zu berufen. Als dann die Verhandlungen begannen, zeigte es sich, daß die katholischen Mächte nicht eines Sinnes waren. Der Kaiser und Frankreich wünschten ein neues Konzil in einer deutschen Stadt oder in Besançon, der katholische König nur die Fortsetzung des alten. Das Konzil hatte in seinen früheren Sitzungsperioden, auf denen Italiener und Spanier fast ausschließlich vertreten waren, sich mit den Dogmen beschäftigt. Das von der Theologie des Mittelalters errichtete Lehrgebäude wurde nun als Glaubenslehre verkündet. Doch waren die Dekrete des Konzils noch nicht vom Papste bestätigt worden. Wurde ein neues Konzil berufen, so war die Möglichkeit vorhanden, diese Dekrete zu ändern oder zur Seite zu schieben; wurde das Konzil fortgesetzt, so bedeutete dies die Fortsetzung und damit die Anerkennung der in den beiden früheren Sitzungsperioden geleisteten Arbeit. Wollte man die Protestanten gewinnen, so war nur der erste Weg gangbar. Denn es war ganz ausgeschlossen, daß sie die alten Lehrmeinungen, von denen sie sich getrennt hatten, als Dogmen annehmen würden. Aber in Spanien waren diese Anschauungen aufs tiefste eingewurzelt, nie wollten die Spanier sie aufgeben. Zu viele schon meinte Philipp II. seien um dieser Sätze willen verbrannt worden, als daß man sie in Zweifel ziehen dürfe, und die Italiener und mit ihnen die Kurie waren zu allermeist derselben Ansicht. So verhandelte die Kurie, um zu einer vermittelnden Formel zu gelangen. Man fand sie endlich, indem das Konzil nach Trient für den Ostersonntag 1561 unter Aufhebung jeglicher Vertagung einberufen wurde. So war es zwar nicht offen ausgesprochen, aber doch gemeint, daß das Konzil die Arbeit der beiden früheren Sitzungsperioden fortsetzen sollte.

Nun schritt der Papst zur Ernennung der Konzilslegaten, denn persönlich wollte er dem Konzil gleich seinen Vorgängern nicht vorsitzen. Es wurden ihrer vier ernannt. Der erste war der Kardinal Ercole Gonzaga, kurzweg der Kardinal von Mantua genannt. Ihm kam schon seiner fürstlichen Geburt nach der Vorsitz am Konzil zu. Er war ein nicht unbedeutender Mann, kein Theologe und Gelehrter, sondern ein großer Herr und Staatsmann. Doch hat seine Fähigkeit am Ende doch nicht immer ausgereicht,

um die stürmisch bewegte Konzilsversammlung zu lenken. Neben Mantua war Legat Girolamo Seripando, Erzbischof von Salerno, einst Augustinergeneral ein hervorragender Gelehrter und Theologe, kein Kurialist, hatte er doch früher Ansichten vertreten, die zwischen der herrschenden Lehre und der lutherischen Auffassung über die Rechtfertigung vermitteln sollten. Der dritte Legat, zugleich der einzige Nichtitaliener im Legatenkolleg, war der Bischof von Ermland Stanislaus Hosius, ebenfalls Theologe, der sich kürzlich als Nuntius am Kaiserhofe nicht eben sehr bewährt hatte und nun so zu sagen als Trost und Entschädigung das Legatenkreuz empfing. Endlich der vierte Ludovico Simonetta, Kanonist, war der eigentliche Vertrauensmann der Kurie; verschlagen und Intriguen voll überwachte er seine Kollegen und verteidigte die Rechte der Kurie. In der Folge trat hinzu der Kardinal Marx Sittich von Hohenems, oder wie er sich nannte Altaemps, Bischof von Konstanz. Nicht Eignung, die Verwandtschaft brachte ihn auf diesen Platz. Seine Mutter Clara war eine Schwester Pius IV., und so kamen die kleinen vorarlbergischen Edlen und seit 1560 Reichsgrafen von Hohenems in die Stellung päpstlicher Nepoten. Soldat von Beruf, wurde Marx Sittich für die geistliche Laufbahn bestimmt, wurde in kurzer Folge Kardinal, Bischof und Legat, allerdings um als solcher nach einiger Zeit wieder zu verschwinden. Die päpstliche Politik leitete ein anderer, berühmterer Nepote des Papstes, der Erzbischof von Mailand Carlo Borromeo, der später heilig gesprochen worden ist, ein fleißiger Arbeiter, wohl mehr das Werkzeug seines klugen Oheims, als selber politisch hervorragend.

Am 17. April 1561 kamen die Legaten nach Trient, feierlich empfangen vom Bischof der Stadt dem Kardinal Ludwig Madruzz und nur neun Bischöfen, denn mehr waren noch nicht erschienen. An eine Eröffnung des Konzils war daher noch lange nicht zu denken. Langsam kamen Italiener. Viele von ihnen und in der Folge auch einige nichtitalienische empfingen Unterstützungen vom Papst, denn sie waren so arm, daß sie aus eigenem die Reise und den Aufenthalt in Trient nicht bestreiten konnten. Diese Provisionen machten den Legaten viel zu schaffen. Sie waren sehr bedeutend, betrugen später fast 2800 Taler monatlich, eingerechnet die Provision für einige nicht bischöfliche Theologen. Natürlich wurden die Zahlungen geheim gehalten, da sie den Gegnern eine breite Handhabe geboten hätten, die Freiheit des Konzils zu bezweifeln. Denn begreiflicher Weise richteten die Bezahlten ihre Erklärungen und Abstimmungen in der Regel nach den Wünschen der Spender, wenn auch ab und zu das Gegenteil eingetreten ist. Nach und nach mehrte sich die Zahl der Bischöfe. Nach langem Zögern

entschloß sich Philipp II. das Konzil zu besenden; da der Kaiser und wie man hoffte auch der französische Hof dem Beispiel des katholischen Königs folgen würden, war nun endlich die Eröffnung des Konzils gesichert. Im Juli kamen auch schon einige portugiesische Bischöfe, im September die ersten aus Spanien. Es folgte ihnen bald eine stattliche Zahl, die unter der Führung des Erzbischofs von Granada, des stolzen Pedro Guerrero bald eine große Rolle zu spielen begannen. Im Jänner kam auch ein ungarischer Prälat, der Bischof von Fünfkirchen. So konnte endlich am 18. Jänner 1562 das Konzil in Anwesenheit des Herzogs von Mantua eröffnet werden. Die Gesandtschaften der weltlichen Mächte waren noch nicht angekommen, doch waren die kaiserlichen schon ernannt. Es waren neben dem Bischof von Fünfkirchen Georg Draskovic, der eigentlich als königlich ungarischer Gesandter bestellt worden war, der Erzbischof vom Prag Anton Brus von Müglitz und der Graf Siegmund Thun. Am 13. Februar waren sie vollzählig in Trient und überreichten den Konzilslegaten eine Denkschrift im Namen ihres Herrn. Zu der kaiserlichen Gesandtschaft kam in der Folge im Mai 1562 die französische bestehend aus Louis de Saint Gelais, Herrn von Lansac, Arnand du Ferrier, Präsidenten des Pariser Parlaments und Gui du Faur, Herrn von Pribrac. Vorher schon waren eingetroffen Fernando Martino Mascarenhas, Gesandter des Königs Sebastian von Portugal, der sich wie sein König als ein warmer Freund der Legaten und der Kurie erwies, Melchior Lussy, Landamman zu Nidwalden, Gesandter der katholischen Schweizer Orte, der sich von den Legaten mit bedeutender Geldanweisung unterstützen ließ, Gesandte von Venedig, Florenz und Savoyen, die eine weniger hervortretende Rolle spielten, Dr. Augustin Paumgartner und der Jesuit Johannes Couvillon als Gesandte des Herzogs von Bayern, die mit dem venezianischen Gesandten in Streit wegen des Vorranges gerieten und auch nicht während der ganzen Konzilsdauer in Trient blieben, und andere. Erst im Oktober erschien als Gesandter des Königs Sigismund II. von Polen der Bischof von Przemyśl Valentin Herborth. Der katholische König hatte zwar die Sendung einer Gesandtschaft versprochen, aber er zögerte mit der Abfertigung. Vorläufig betraute er den Statthalter von Mailand Fernando Francisco de Avalos, Marchese von Pescara mit der Stellvertretung. Doch Pescara blieb nur kurze Zeit mit Hinterlassung niedriger gestellter Vertreter in Trient, und der Gesandte Claudio Fernandez Graf Luna erschien erst am 12. April 1563 am Konzil. So war eine zahlreiche und vornehme Gesellschaft in Trient versammelt und die Einquartierung der Gäste und ihre Versorgung mit Lebensmitteln boten Schwierigkeiten. Für das

nötige Getreide war man auf Bayern, für anderes auf Venedig angewiesen. Es ging natürlich nicht ohne vielfache Klagen ab.

Die Verhandlungen zeigten bald große Schwierigkeiten, denn die verschiedenen Strömungen traten sofort hervor. Die Spanier hielten zwar zähe am alten Lehrgebäude und den Bräuchen der Kirche, aber diese reichen und stolzen Prälaten suchten ihre erz- und bischöfliche Stellung gegenüber den Ansprüchen der päpstlichen Kurie zu verbessern. Sie verlangten daher dringendst Reformen in diesem Sinne. Und es gab in der Tat viel zu reformieren, wenn man auch nur die groben Mißbräuche, die sich in Folge des Eingriffs der Päpste in die Verleihung der Benefizien, Reservationen, Expektanzen, Pensionen, Dispense aller Art herausgebildet hatten, beseitigen und die Besetzung der Kirchenämter mit würdigen und tüchtigen Geistlichen sichern wollte. Reformen wünschte auch der Kaiser, aber über den Inhalt war er mit den Spaniern nicht einig. Zwar auch er verlangte Reformen bei Verleihung der Benefizien, aber darüber hinaus vieles andere, vor allem den Laienkelch und die Priesterehe. Und als später die Franzosen dazukamen, nahmen auch sie wieder ihren besonderen Standpunkt ein. Auch sie wollten Reformen etwa im Sinne der kaiserlichen Vorschläge, aber ihnen lag vor allem die alte Lehre der Sorbonne von der Überordnung des Konzils über den Papst am Herzen. So waren die Gegner, die an Zahl gegenüber den zumeist der Kurie ganz ergebenen Italienern die Minderheit bildeten, in ihren Zielen nicht einig und erleichterten der Kurie den Sieg. Der Papst war keineswegs Reformen abgeneigt, er war auch willens bis zu gewissen Grenzen Opfer, namentlich Geldopfer zu bringen. Aber seine primaziale Stellung sollte nicht angetastet werden. Von diesem Standpunkt aus betrachtete Pius IV. fast ausschließlich das Konzil. Wo die Rechte des Papstes nicht in Frage kamen, ließ er dem Konzil freien Lauf, wo sie angetastet wurden, suchte er sie zu retten, und wo über sie entschieden werden sollte, die Entscheidung nach seinem Willen zu lenken.

Gleich die Eröffnungsverhandlungen zeigten die Gegensätze. Es galt ein Programm der Verhandlungen zu entwerfen und die vom Papste vorgeschlagene Geschäftsordnung zur Annahme zu bringen. In den Sitzungen der früheren Perioden hatte man die Dogmen nach den sieben Sakramenten angeordnet verhandelt. Man war bis zum Altarsakrament gekommen. Die Legaten schlugen die Verhandlung dieses und der folgenden Sakramente vor, die kaiserlichen Gesandten wollten keine Fortsetzung und widersprachen. Aber mit Leichtigkeit setzten die Legaten ihren Willen durch. Doch den Spaniern war damit noch nicht Genüge geschehen.

Philipp II. und seine Räte wünschten eine ausdrückliche Erklärung der Fortsetzung, die zu geben der Papst dem König versprochen hatte, aber mit Rücksicht auf den Kaiser und Frankreich zu geben zögerte. Andere Schwierigkeiten ergaben sich aus der Betitelung des Konzils und aus der Geschäftsordnung. Das Konstanzer und Basler Konzil hatten den stolzen Titel: *Sacrosancta synodus universalis ecclesiarum repraesentans* geführt, denn sie hatten sich als die Vertretung der Kirche betrachtet. Diesen Titel verkürzte man zur *Sacrosancta synodus*, da das Konzil allein die Kirche nicht darstelle, sondern nur der Papst mit dem Konzil. Darüber große Erregung und Vorstellungen auch von den Gesandten der weltlichen Mächte. Die Geschäftsordnung, die man vorlegte und von der kurialen Mehrheit genehmigen ließ, gab das Vorschlagsrecht ausschließlich den Legaten. Dieses „*Proponentibus legatis*“ erregte gleichfalls den größten Sturm und Widerspruch der spanischen Prälaten und der Gesandten. Man sagte, das Konzil sei nicht frei, und Philipp II., der dem Konzil ohnehin wenig geneigt war, verübelte diese Haltung der Kurie sehr.

Von allen Seiten gedrängt, namentlich von den Spaniern und den kaiserlichen Gesandten entschlossen sich die Legaten neben den Dogmen doch auch über Reformen verhandeln zu lassen, und da war es Seripando, der eine verhängnisvolle Frage aufwarf. Einer der größten Übelstände war es, daß die Benefiziare nicht die Residenz hielten, auch Erzbischöfe und Bischöfe fern von ihren Diözesen vielfach in Rom oder in fürstlichen Diensten das Einkommen ihrer Ämter verzehrten und die Verwaltung ihrer Sprengel schlecht bezahlten und unfähigen Generalvikaren und anderen Stellvertretern überließen. Seripando und viele mit ihm sahen aber in der Residenzpflicht ein göttliches Gebot, das sich ableite aus der göttlichen Einsetzung des bischöflichen Amtes. Die Kurialisten vor allen Simonetta witterten Gefahr. Denn die Erklärung der Residenzpflicht als göttlichen Rechtes hob das bischöfliche Amt, ließ es ebenfalls als *iuris divini* erscheinen, schnitt namentlich päpstliche Dispensen ab und brandmarkte die erteilten als widerrechtlich. Die Kurie nahm denselben Standpunkt ein. Aber die Spanier hielten am *ius divinum* fest. Der spanische Gesandte in Rom blies in das Feuer; durch den Marchese Pescara, der sich willfähriger zeigte, und durch den König selber suchte man auf die spanischen Prälaten einzuwirken. Doch sie sandten ein Protestschreiben an Philipp II. Die erschreckten Legaten vermochten den Sturm nur mit Mühe zu bannen, indem der Kardinal von Mantua versprach, die Frage im Zusammenhange mit dem Sakrament der Priesterweihe zur Sprache zu bringen. Fast hätte es eine Krise im Legaten-

kolleg gegeben. Der Papst dachte daran, den Kardinal von San Clemente, Cicada zum Legaten zu ernennen. Mantua sah darin ein Mißtrauensvotum und bot seine Entlassung an. Doch ließ der Papst den Gedanken fallen, und Mantua beruhigte sich. Auch die dogmatischen Fragen waren schwierig. Da gab es große Streitigkeiten über die Meßdekrete, noch größere aber über die Zulassung des Laienkelches, den vor allem der Kaiser forderte. Die Kurie war der Gewährung nicht abgeneigt. Aber die Spanier wollten nichts davon wissen. Endlich gelang es, das Konzil zu bewegen, die Frage der Gewährung dem Papste zu überlassen. So konnte man am 17. September 1562 die feierliche Sitzung halten, in der die Dekrete über das Altarsakrament angenommen wurden.

Doch erst die Verhandlungen über die Priesterweihe bedeuteten den Höhepunkt des Konzils. Ein Ereignis hatte schon lange seinen Schatten vorausgeworfen. Die Reise des Kardinals Guise von Lothringen und einer Anzahl französischer Prälaten nach Trient stand bevor, die Kurie befürchtete von ihrer Ankunft die heftigsten Angriffe auf die Rechtsstellung des Papstes. Unablässig wurden die Legaten zur Eile ermahnt. Doch war es ihnen nicht möglich gewesen weiter zu kommen. Zunächst erfuhr das Legatenkolleg selber eine Veränderung. Der Kardinal Hohenems wurde in sein Bistum Konstanz gesandt; man fürchtete, daß er durch seine Unwissenheit in theologischen Dingen den Papst blossstellen könne. Auch der Kardinal von Mantua hielt sich aus gleichen Gründen zurück. Die Kurie behandelte Lothringen lange Zeit mit Mißtrauen, doch wurden die Legaten fort und fort angewiesen, ihn bei guter Laune zu erhalten. Bald gewann der Kardinal eine führende Stellung, die Spanier, die kaiserlichen Gesandten, die gegen die Kurie frondierenden italienischen Prälaten schlossen sich ihm an. Vergeblich suchte ihn die Kurie am französischen Hofe zu verschwärzen.

Nun wurde Mantua beim Worte genommen und die göttliche Einsetzung des bischöflichen Amtes mußte zur Sprache kommen. Doch über den Text der Dekrete konnte man sich nicht einigen. Zugleich sollte in einem Dekrete die Stellung des Papstes zu den Bischöfen bestimmt werden. Auch das bot die größten Schwierigkeiten, denn den Vorschlägen von kurialer Seite widersprachen Franzosen und Spanier. Auch eine von den Kardinälen Guise und Madruzzo erdachte Formel tat der Kurie nicht genüge. Trotz aller Verhandlungen und Beratungen kam man nicht vom Flecke. Da starb der Kardinal Mantua nach kurzer Krankheit am 2. März und kurz darauf am 17. März der Kardinal Seripando, der während der Krankheit und nach dem Tode Mantuas den Vorsitz über-

nommen hatte. Das Konzil schien auseinanderzubrechen. Doch sorgte man an der Kurie sofort für Ersatz. Man ernannte zwei neue Legaten, Giovanni Morone, den geistig bedeutendsten Mann, den damals das Kardinalskolleg zählte, und den Venezianer Bernardo Navagero, der weniger hervortrat. Man hatte in Rom inzwischen erkannt, daß man der Schwierigkeiten nicht Herr werden und namentlich nicht zu dem so gewünschten Schlusse des Konzils gelangen könne ohne die Zustimmung wenigstens einiger der weltlichen Mächte. Man gab daher Morone den Auftrag, sofort nach seiner Ankunft in Trient sich zum Kaiser zu begeben, der damals nach Innsbruck gekommen war, um ihn für die Absichten der Kurie günstig zu stimmen. Morone kam am Karsamstag den 10. April in Trient an. Schon am 16. reiste er nach Innsbruck weiter, wo er am 21. April eintraf. Seine Berichte und die Weisungen Borromeos an ihn sind in den von Steinhilber veröffentlichten Nunziaturberichten aus Deutschland II Bd. 3 abgedruckt. Es gelang dem äußerst geschickten Diplomaten, den Kaiser für den päpstlichen Standpunkt, vor allem für einen baldigen Schluß des Konzils zu gewinnen.

Dafür erwuchsen neue Schwierigkeiten von anderer Seite. König Philipp II. sparte nicht mit schönen Worten, aber Taten folgten nicht. Noch immer war sein Gesandter nicht nach Trient gekommen und die Sekretäre, die seine Stelle vertraten, erwiesen sich nicht nur als einflußlos, sondern als widerhaarig. Man setzte alle Hoffnungen auf den Gesandten und unterließ nicht, auf jede Weise seine Ankunft zu betreiben. Ein großes Hindernis stellte sich dieser entgegen, der Streit mit der französischen Gesandtschaft über den Rang. Um jeden Preis wollten die Franzosen den Vorrang behaupten, um keinen die Spanier nachstehen. So sehr erhitzten sich die Gemüter, daß die Franzosen drohten, das Konzil zu verlassen und damit zu sprengen, die Spanier, Philipp werde sich der päpstlichen Obedienz entziehen, wenn nicht ihr Wille geschehe. Endlich war man übereingekommen, dem Grafen Luna einen Sitz nicht unter den Gesandten, sondern gegenüber den Legaten anzuweisen. Das galt aber nur für die Kongregationen. Und so kam denn Luna am 12. April nach Trient. Aber der Graf wollte auch an den kirchlichen Feierlichkeiten teilnehmen. Da gab es Schwierigkeiten wegen der Anräucherung und Darreichung des Pae. Man beschloß zu gleicher Zeit und von gleich gestellten Klerikern den französischen und den spanischen Gesandten anröchern und zwei Pae reichen zu lassen. Am Peter und Paulstage sollte dies ins Werk gesetzt werden. Der Plan wurde aber den Franzosen verraten, und nun kam es zu einem höchst stürmischen Auftritt

im Dom von Trient, der sich gegen die Legaten richtete. Mit Mühe gelang es diesen, die erregten Gemüter zu besänftigen und zu vergleichen und damit den Bruch des Konzils durch die Franzosen zu verhindern. Aber Philipp II. nahm die Haltung der Kurie sehr übel und verweigerte mehr und mehr der päpstlichen Politik seine Unterstützung. Der spanische Gesandte erwies sich bald als der grimmigste Gegner der Legaten. Jeden Versuch die Verhandlung abzukürzen suchte er zu durchkreuzen; er grub alte, fast vergessene Forderungen wieder aus, wie die einer Erklärung des Proponentibus legatis und suchte die übrigen Gesandten und die spanischen Prälaten um sich zu sammeln.

Dem gegenüber gelang es der Kurie, den Kardinal von Lothringen durch kluge Schmeichelei und durch gewisse Aussichten und Hoffnungen auf die Legatenwürde zu gewinnen. Man kam überein, die Frage über das göttliche Recht der Bischöfe und die Rechtsstellung des Papstes dadurch zu lösen, daß man sie unentschieden ließ und die betreffenden Dekrete strich. So konnte man endlich in der feierlichen Sitzung vom 15. Juli die Dekrete über die Priesterweihe zur Annahme bringen.

Blieb noch das Sakrament der Ehe. Aber auch dieses gab den Anlaß zu sehr erregten Erörterungen. Die Franzosen verlangten die Ungültigkeitserklärung der heimlichen Ehen durch Einführung einer Form für die Eheschließung. Viele widersprachen. Die Kurie verhielt sich passiv, denn sie hatte gar kein Interesse an der Lösung der Frage. Die Legaten sollten sich einfach nach der Mehrheit richten. Das war aber leichter gesagt, als getan. Und in der Frage selber waren die Legaten nicht einig. Gleichzeitig wurden Reformartikel vorgelegt. Der Papst überließ um dem Konzil entgegen zu kommen und geärgert durch das Benehmen seiner Kardinäle dem Konzil die Reform selbst des Kardinalskollegs und machte nur gewisse Vorbehalte bei der Verleihung der Benefizien. Ein Punkt erregte großen Sturm. Schon vorher war der Gedanke aufgetaucht, daß auch die weltlichen Mächte reformiert werden sollten. Diesen Gedanken griff die Kurie auf um einen Druck auf die Mächte zu üben. Alle Beschränkungen der kirchlichen Freiheiten durch die Staaten sollten verpönt werden. Darüber allgemeine Aufregung. Die Mächte verlangten, daß dieses Dekret um jeden Preis beseitigt werden sollte. Als die Kurie die Mächte für ihr Vorgehen gewonnen glaubte, ließ sie in der Tat das Dekret verschwinden. Sie alle willigten nun in den baldigen Schluß des Konzils, ja drängten dazu mit Ausnahme Philipps II., der von der Kurie nicht angegangen sich ins Schweigen hüllte. Auch der französische Gesandte Ferrier bereitete der Kurie eine

Enttäuschung. Sie hatte gehofft ihn mit Geld gewinnen zu können. Da legte er am 23. September einen geharnischten Protest gegen die vorgelegten Reformartikel als zu wenig weitgehend in der Generalkongregation ein und verließ bald darauf Trient. Doch es gelang den Kardinal von Lothringen nun vollends zu gewinnen, besonders als er nach Rom eilte, um dem Papste zu huldigen und mit ihm persönlich zu verhandeln. Auch in der Frage der geheimen Ehen kam es endlich zu einer Klärung, deren Ergebnis das berühmte Trienter Ehedekret war. Und so konnte am 11. November das Sakrament der Ehe und ein Teil der Reformdekrete erledigt werden. Der Rest der Dekrete wurde in aller Eile durchberaten und zum Schluß noch einige Dekrete über die Verehrung der Heiligen und Bilder und die Ablässe angehängt. Immer heftiger stemmte sich Graf Luna dem Schlusse des Konzils entgegen, da er den Standpunkt vertrat, daß dazu die Einwilligung seines Königs abgewartet werden müsse, und er wohl wußte, daß Philipp vom Schluß des Konzils eine ungünstige Wirkung auf die Protestanten erwartete. Doch auch die spanischen Prälaten, vor allem der früher so gegnerische Kardinal von Granada traten jetzt, da sie den Schluß unabwendbar kommen sahen und die Gunst des Papstes nicht verscherzen mochten, für die päpstliche Politik ein. Immer dringender wurden die Aufforderungen an die Legaten, so rasch als möglich zu schließen ohne Rücksicht auf jeden Widerspruch, also auch nicht auf den des Grafen von Luna. Dieser Mann war allerdings nicht zu gewinnen, selbst dann nicht als eine bedenkliche Erkrankung des Papstes die Möglichkeit einer Papstwahl während der Dauer des Konzils eröffnete. Da das Konzil nach dem Muster des Konstanzers die Papstwahl für sich in Anspruch nehmen konnte, so war die Gefahr eines Schismas nicht ausgeschlossen, falls auch die Kardinäle in Rom an ihrem Wahlrecht festhielten. Der 9. Dezember war von Rom aus den Legaten als Endtermin gegeben worden. Sie vermochten aber die Verhandlungen so abzukürzen, daß schon am 3. und 4. Dezember die Schlußsitzungen stattfanden, worauf die Konzilsväter sofort nach Hause entlassen wurden. Einen besonderen Triumph erlebte der Papst, indem ihm das Konzil seine Dekrete zur Bestätigung unterbreitete.

War es natürlich hier nur möglich die Verhandlungen in großen Umrissen zu zeichnen, so ist es nicht tunlich im Einzelnen nachzuweisen, welche Förderung unsere Kenntnisse durch die vorliegende Veröffentlichung erfahren. Es genüge die Bemerkung, daß die bereits bekannten Tatsachen durch unsere Aktenstücke vielfach erst Fleisch und Leben gewinnen. Auch für die Lokalgeschichte

der Stadt Trient fällt so manches ab, wenn der Ertrag an dieser Ausbeute auch natürlich geringer bleiben muß. Über die Wohnungsverhältnisse, Getreideversorgung, Stadtwache, kirchliche Feierlichkeiten u. s. w. wird so manches mitgeteilt. Ebenso wird die Rolle des Kardinals Ludwig Madruzz am Konzil in helles Licht gerückt. Sein Oheim der alte Kardinal Christoph war in Rom geblieben zum großen Mißvergnügen des Papstes, der ihn deshalb gegenüber Marcantonio Colonna heftig tadelte, und meinte, er lebe mehr wie ein Weltlicher als wie ein Geistlicher, er hätte doch wenigstens jetzt in seiner Stadt dem Konzil, wenn schon nicht auf andere Weise, so doch durch Unterhaltung der Konzilsväter und durch eine gute Tafel nützen können, seinem Reichtum entsprechend, den er jetzt auf dem Lande in Gallese in unnützer Weise verwende, wobei er noch überdies seine Schulden nicht zahle. Vor allem aber erhalten wir ein farbenprächtiges Bild des größten Ereignisses, das sich in der alten Bischofsstadt bis vielleicht auf den heutigen Krieg abgespielt hat, des Konzils, das für die Entwicklung der katholischen Kirche und damit auch der modernen Welt so epochemachend sich gestaltet hat.

Wien.

H. Voltelini.

Dreyer Dr. Aloys, Ludwig Steub (Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte, 60. Band, 1. Heft), München, Kommissionsverlag von G. Franz, 1915, gr. 8^o, 154 S.

Die vorliegende Arbeit ist eine Erweiterung des Aufsatzes, den der Verfasser zum 100. Geburtstage L. Steubs in dieser Zeitschrift III. 56. Heft (S. 71 fg.) veröffentlicht hat. Eine ausführlichere Lebensbeschreibung des berühmten Schriftstellers und Ethnologen muß namentlich in Tirol mit dankbarer Freude begrüßt werden, denn hier entfaltete der dem Montafon entstammende, aber 1812 zu Aichach in Bayern geborene „Meister Ludwig“ seine wichtigste Tätigkeit, die ihm den verdienten Ehrennamen eines Pfadfinders eintragen hat. Vier Jahrzehnte lang verkündete er in beredten Worten den Ruhm des ihm auf zahlreichen Wanderzügen vertraut gewordenen Alpenlandes. Seine „Drei Sommer in Tirol“ (1846), später die „Herbsttage in Tirol“ (1867) sind stilistisch unerreichte Reiseschilderungen, die gewiß auf Nachfolgende eingewirkt haben, sowie Steub selbst von Fallmerayer beeinflusst war. Mit Geist und Humor und in hinreißender Sprache zeichnete er Land und Leute in Tirol und trug jedenfalls dazu bei, das seit 1809 allmählig wieder mehr in den Hintergrund getretene Länd-

chen in Erinnerung zu bringen und dem Fremdenverkehr zu erschließen. Seine Verdienste sind zweifellos in mehrfacher Hinsicht bedeutend. Die in übersichtliche Abschnitte eingeteilte Schrift Dreyers gibt darüber sehr interessante Aufschlüsse und rückt dabei mit Eifer und Fleiß das Bild des in letzter Zeit in Vergessenheit geratenen Mannes den jetzt lebenden Geschlechtern näher. Daß an der Darstellung trotz umsichtiger Benützung gedruckter und handschriftlicher Behelfe einzelne Mängel haften, erscheint begreiflich und in der Natur der Sache begründet, nur die zahlreichen Druckfehler hätten sich wenigstens zum großen Teile vermeiden lassen. Und nun will ich, dem Gange der Untersuchung Dreyers folgend, daran einige besondere Bemerkungen knüpfen!

Ludwig Steub hat eine ziemlich bewegte Jugend durchgemacht; sein späteres Leben ist jedoch eine Schriftsteller- und Gelehrtenlaufbahn geworden, in die sein bürgerlicher Beruf als Notar sozusagen störend eingriff. In dem rüstigen Manne regte sich früh der Wandertrieb. Zweimal — 1828 und 1830 — zog er schon als Student in die Schweiz und berührte auf der zweiten Reise zum erstenmale auch Tirol. Seine Tagebücher sind mit Ausnahme zweier Stellen leider vernichtet worden. Anfänglich studierte er in München bei Thiersch alte Philologie, ging dann aber der Zukunft wegen zum Jus über — „ohne innere Neigung“, wie er selbst versichert hat. Es schien ihm aber bald ein herrlicher Lohn zu winken, als er im Frühling 1834 als Sekretär des Grafen Armansperg nach Griechenland zog und dort eine reiche Beschäftigung fand, zuerst in Nauplia, hernach in Athen, wo es ihm besonders gefiel. Allein nach Jahresfrist schon zerkriegte er sich mit einem aus Bayern gekommenen Kabinettsrat des Königs Otto, der kein anderer als Martin Greifs Vater gewesen sein kann. Steub zog die Heimkehr nach München der Bezirksrichtersstelle in Chalkis vor und tat sich nun als Rechtsanwalt auf. Nebenher betrieb er die Schriftstellerei, Altenhöfer und Kolb zogen ihn für die Allgemeine Zeitung heran und hier veröffentlichte er seine meisten Aufsätze. Ein Stuttgarter Verleger teilte ihm dann für das geplante Werk „Deutschland im 19. Jahrhundert“ Tirol zur „Beschreibung“ zu und so kam Steub 1842 in das stille Land, dem er seinen Ruhm verdanken sollte. Hier konnte er ganz aus eigener Anschauung schöpfen und die Fremden ausstechen, die über Tirol geschrieben hatten, ohne es näher zu kennen. Dreyers Bemerkung, Immermann hätte das Land „nie betreten“, ist jedoch unrichtig; dieser hielt sich 1833 hier auf und schildert im 2. Bande seiner Schriften sogar das Bauerntheater in Pradl. Aus Steubs Wanderungen entstand sein Hauptwerk „Drei Sommer in Tirol“ (1846). Fast gleich-

zeitig wandte er sein Augenmerk auch dem Volkstum in Tirol zu und schrieb 1854 „Zur rhätischen Ethnologie“. Steub war nun selbst da als Schrittmacher aufgetreten und rief die tirolische Ethnologie als Wissenschaft wach, so daß andere später mit Erfolg weiterbauen konnten, vor allen Chr. Schneller. Dagegen ist die Angabe S. 126, daß J. Schatz mit seiner Abhandlung über die Tiroler Mundart (Ferd.-Zeitschr. III. 47, 1 fg.) auf Steub zurückgehe, ungenau; er nennt a. a. O. wohl Steub, weil dieser das Oberinntal schwäbisch „fand“, doch angeregt war er von ihm nicht.

Auf seinen häufigen Fahrten nach Tirol lernte Steub, der überall gerne der besten wahrnahm, viele hervorragende Leute kennen, so zuvörderst Beda Weber, Joh. Schuler, Gilm¹⁾, J. Streiter, später Zingerle, Chr. Schneller, Ludwig v. Hörmann und Adolf Pichler. Dem letztgenannten ist m. E. die Darstellung bei Dreyer S. 79 fg. nicht gerecht geworden, indem die ganze Schuld des ärgerlichen Zerwürfnisses einseitig dem „eitlen, hochmütigen“ Pichler zugemessen erscheint, dem obendrein Undank vorgeworfen wird. Steubs Empfehlung soll ihm „die Wege zum Parnaß“ (!) geebnet haben. Ich will dagegen nur feststellen, daß Pichler 1848 seinen „Wälsch-tirolischen Krieg“ bei G. Franz in München drucken lassen wollte, der jedoch ablehnte. Ebenso wie dieses Buch erschienen auch Pichlers „März- und Oktobertage“ und „Die Tarquinier“ in Wien, bzw. in Innsbruck. Dafür lud ihn Pichler zur Mitarbeit an den von Suschizky (nicht Luschizki, S. 80) begründeten „Alpenrosen“ ein und erteilte ihm mehrmals für seine Tirol betreffenden Bücher willkommenen Aufschluß, so noch in einem Briefe vom 18. November 1870 über Scholastika. Pichler erscheint als der Gebende, Steub als der Empfangende. Dieser war jedoch mit der Abstattung des Dankes für literarische Sendungen Pichlers häufig im Rückstande. In einem Briefe aus Pertisau vom 22. Aug. 1877 spricht daher Pichler von „altbajuvarischer Bierfaulheit“, setzt aber am Schlusse bei: „Nichts für ungut!“ Schwerlich sind es solche, bei Pichler nicht seltene Anzüglichkeiten gewesen, die den Bruch herbeiführten, am wenigsten vielleicht die Stelle in Edlingers Literaturblatt II. 715 (1878), die in Pichlers Gesammelten Werken 12, 236 leider fortblieb, von Steub aber im „Sängerkrieg“ S. 169 wie zur Beschönigung breit getreten wird. Steubs Rezension

¹⁾ Die meisten Briefe Gilms an Steub enthält der „Sängerkrieg in Tirol“ S. 61 fg. Dreyer sagt S. 41, Gilms erster Brief sei vom 5. Oktober 1848 (statt 1844); vergl. jetzt M. Necker, H. v. Gilms Familien- und Freundesbriefe (Schriften des Literar. Vereins in Wien XVII.), S. 48. — Pichler und Steub sahen sich zuerst im Sommer 1844 bei Dr. Streiter in Unter-Paiersberg (Bozen).

der Pichlerschen Epigramme (1879) stieß dem Fasse den Boden aus. Dreyer bemerkt S. 85 selbst, daß sich Steub in den beiden letzten Jahrzehnten seines Lebens mit arger Verbitterung »nutzlos quälte«. Umsomehr wäre daher eine genaue Überprüfung des Streitfalles geboten gewesen! Der Vorfall in der Kufsteiner Lese-stube hat damit jedoch nichts zu tun, Steub bauschte ihn einfach auf, um den Tirolern Undankbarkeit vorzuwerfen, weil sie nicht nur seine Reiseschilderungen und die Novellen, von denen »Die Trompete in Es« technisch ein Meisterstück ist, nicht läsen, sondern sogar ihren Urheber — »auswiesen«. Gerade aus der Arbeit Dreyers kann man ersehen, wie oft Steubs Naturell, sein Sarkasmus und seine Indiskretion, Grund zu Mißhelligkeiten gab. Und verbittert ging Steub auch 1888 aus dem Leben. Seine Verdienste bleiben jedoch bestehen und so darf ich wohl den Schlußsatz Dreyers hieherstellen: »Die ihm anhaftenden Mängel hat nun die Zeit verwischt und heute erscheint er uns als warmherziger Freund Tirols, als echt vaterländisch gesinnter Mann, als bienenemziger Forscher von deutscher Gründlichkeit und als ein Meister der Landschafts- und Kulturschilderung, wie Deutschland nicht allzuvielen besitzt«.

Innsbruck.

S. M. Prem.

Tirolische Analekten von S. M. Prem und O. Schißel v. Fleschenberg. (15. Heft der »Teutonia«, herausgegeben von Dr. Wilh. Uhl). Leipzig 1915. Großoktav. 115 S. Preis 3 Mk.

Das 15. Heft der Uhlschen Sammlung germanischer Einzelarbeiten bietet eine dem Titel entsprechende Zusammenstellung von fünf nach Stoff und Umfang sehr verschiedenen Aufsätzen.

Den Reigen eröffnet S. M. Prem mit dem kulturgeschichtlich hochinteressanten Beitrag »Die Tschuggmallischen Automaten«. Ältere Leute erinnern sich noch jenes Tschuggmallischen Automatentheaters, dessen Figuren seinerzeit allgemein, selbst von Fachgelehrten, als Wunder der Mechanik bestaunt wurden und in den dreißiger bis siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch den größten Teil Europas ihren Siegeszug hielten. Sie waren etwa einen halben Meter groß und bewegten sich, nur durch geheimnisvolles Räder- und Federwerk getrieben, zierlich und natürlich wie lebende Wesen. Vielleicht stellten sie das in der Nachahmung des organischen Lebens durch mechanische Mittel überhaupt Höchsterreichbare dar. Und nicht minder staunenswert als diese Kunstwerke selbst war der Umstand, daß ihr Schöpfer ein einfacher Bauern-

Tischler war, nicht einmal ein gelernter Mechaniker, sondern nur mit jenem angeborenen Trieb und Geschick zur Mechanik ausgestattet, wie sie unserem Älplervolk in so hohem Grade eigen sind, und mit einem unwiderstehlichen, willenszähen Drang zur Selbstausbildung bis zur Bewältigung schwierigster Aufgaben. — Rührend und erhebend zugleich ist die Lebensgeschichte Christian Josef Tschuggmalls (1785—1845), die der Verf. mit liebevoller Mühe, hauptsächlich auf Grund handschriftlicher und mündlicher Überlieferung, entwirft. Wie sich der vielgeprüfte Mann dank seiner eisernen Natur, geistigen Beweglichkeit und sittlichen Tüchtigkeit allen denkbaren Widerwärtigkeiten und Schicksalsschlägen zum Trotz und über die verschiedenartigsten Lebensstellungen und Berufstätigkeiten hinweg vom Pitztaler Hirtenbuben zum weltberühmten, mit Personen hohen Adels, mit Gelehrten und Künstlern befreundeten Direktor seines mechanischen Theaters emporarbeitete, ist an sich schon für jeden, der dem Werdegang solch urwüchsiger, genialer Vollkraftnaturen Teilnahme entgegenbringt, von größtem Interesse. Dieses wird noch erhöht durch die zahlreichen Streiflichter, die der gründliche und umsichtige Verf. auf die Zeitverhältnisse zu werfen versteht, so daß der Aufsatz von allgemeinem kulturgeschichtlichem Werte ist. Besonderen Reiz hat die nach Tschuggmalls und seiner Tochter Elise Aufzeichnungen gegebene Darstellung seiner Kunstreisen durch Polen und Rußland mit ihrer noch immer zutreffenden Charakteristik der dortigen Mißwirtschaft, der widerlichen Judenplage, der krassen Verlotterung und Käuflichkeit des Beamtentums, der heillosen Polizei- und Verkehrszustände, der ganzen recht- und schutzlosen Barbarei des europäischen Kulturretters von heute.

Der zweite Beitrag gilt der politischen Lyrik Franz Karl Zollers (1748—1829), des bekannten Geschichtschreibers der Stadt Innsbruck, der seinen Namen leider durch eine schmähsch geistungslose Haltung in der Zeit des wiederholten österreichisch-bayrischen Regierungswechsels befleckte. Aber, so unsympathisch sein Charakter auch sein mag, seiner Poesie, namentlich der mundartlichen, läßt sich eine kräftige Eigenart und eine gewisse zeitgenössische Bedeutung nicht absprechen. Manche seiner Lieder, wie „Bueben, schreits enk wund und heiser“ und das schneidige Spingesser Schlachtlied „Jetz wöll'n mer gen den Franzosen gien“, erfreuten sich starker Verbreitung im Volke. Da sie jedoch namenlos umliefen, ist bei einzelnen die Verfasserschaft strittig, so auch bei dem „Volkslied in Tirol über die Regierung Bayerns“. Schißel von Fleschenberg ist nun in der Lage, im ersten Teile seines Aufsatzes an der Hand von Zollers handschriftlichen „Rückerrinne-

rungen“ und bisher unbekannter Briefe neue Stützen für die schon früher vermutete Verfasserschaft Zollers vorzubringen, und es gelingt ihm, diese mindestens sehr glaubhaft zu machen. Die von Arnold betonte formelle Minderwertigkeit, die unzollersche Sprache, möchte ich sagen, dieses „Volksliedes“ bleibt allerdings nach wie vor unaufgeklärt. Als weiteres bayernfeindliches Poem Zollers wird das bisher ungedruckte Gedicht „Auf Napoleons Mariage“ mitgeteilt. — Der zweite Teil befaßt sich mit Zollers Dialektkomödie „Der Tiroler Kirchtag“ (1819 gedruckt). Sie war vom Dichter anfänglich als Festspiel bei der Anwesenheit des Kaisers Franz in Innsbruck (1816) gedacht, wegen Zensurschwierigkeiten jedoch nicht zur Aufführung gelangt. Der Verf. unterzieht die Entstehungsweise und das Typische dieser Gelegenheitsdichtung, sowie des Dichters technisches Verfahren einer eingehenden kritischen Untersuchung und kommt zu dem Schlusse, daß die Arie im letzten Auftritt „Willkumm, lieber Kaiser, willkumm in Tirol“ ursprünglich nicht für das Festspiel bestimmt war, sondern zur Begrüßung des Kaisers bei einem angesagten, aber dann unterbliebenen Besuch in Kematen. Auch eine andere Arie in „Tiroler Kirchtag“: „In Frankreich habn's Kumödi g'spielt“, auf den bei Waterloo geschlagenen Napoleon gemünzt, wird als die eingeschobene erste Strophe eines selbständigen dreistrophigen Schmähgedichtes nachgewiesen. Beide Dichtungen sind in vollen Umfange abgedruckt.

Im folgenden Beitrag macht Schißel von Fleschenberg nach kurzer textkritischer Einleitung die Öffentlichkeit mit den Überschriften der ungedruckten Gedichte des „tirolischen Blumauer“, des Weltgeistlichen Joh. Nep. Alexius Mayr (1778—1821) bekannt und zwar nach einer handschriftlichen in Ferdinandeum aufbewahrten Sammlung. Zumeist sind es Gelegenheitsgedichte. Glückwünsche an Freunde und Amtsgenossen u. dgl. und häufig verrät schon der Titel den komisch-satyrischen Inhalt, z. B. „Über das Wörtchen Von“, „Die Scheider und die Amtsspritze in Innsbruck“, „Auf das ausgeronnene Weifaß in Neustift“, „Apologie des Hexenglaubens im 18. Jhdt.“. Durch den Abdruck eines oder des anderen, besonders charakteristischen dieser wohl etwas breitspurigen, aber teilweise witzsprühenden Reimwerke, die seinerzeit sehr beliebt waren und schon von Flir und Rapp der Veröffentlichung wert gehalten wurden, hätte sich der Verf. sicher den Dank der Leser erworben, umsomehr als die drei einzigen bisher gedruckten Gedichte Mayrs an wenig verbreiteter Stelle erschienen sind.

Es folgt „Ein unbekannter Druck Gilmscher Gedichte“ von S. M. Prem. Allem Anschein nach vom Dichter selbst ausgelesen, aber nicht mehr von ihm erlebt, erschien 1867 in der Grazer

Familienzeitschrift „Österreichische Gartenlaube“ ein Zyklus von „Wanderliedern“ aus dem Nachlasse H. Gilms, sechs dreistrophige Gedichte aus dessen „Liedern von der italienischen Grenze“. Prem gibt dazu den Variantenvergleich und einige erklärende Bemerkungen.

Prem's nächster Beitrag bringt „Zwei Bauerngesänge aus Wildschönau“. „s Beergsäng“ und „Da Heiretdoaß“ heißen die zwei launigen Gelegenheitsdichtungen in Wildschönauer Mundart, deren Wortlaut und Singweise mitgeteilt werden. Sie stammen von dem als Volksdichter bekannten Niederauer Bauern Sixtus Lanner (1827 bis 1877). Sowohl dessen Lebensgang und dichterische Art als auch die Anlässe zur Entstehung der mitgeteilten Gesänge finden eingehende Würdigung. Damit verbindet der Verf. eine treffliche Charakteristik des Unterinntaler Volksgesanges überhaupt. Sehr lesenswert sind auch die vorangeschickten allgemeinen Erläuterungen über den Begriff Volkslied und das Verhältnis zwischen Natur- und Kunstdichtung. Die phonetische Wiedergabe der älplerischen Mundarten bietet bekanntlich große Schwierigkeiten, und eine ganz genaue, auch für den Nichtkundigen ausreichende Bezeichnung aller Feinheiten und Eigenheiten der Volkssprache ist schlechterdings unmöglich. Prem hat diese Aufgabe auf das denkbar beste gelöst. Die Einführung eines eigenen Zeichens für das offnere dumpfe a (ä) hat wesentlich dazu beigetragen. Verstöße sind bei solchen Drucken kaum ganz zu vermeiden. So heißt es I Str. 7 V. 4 năcha statt năcha, V. 8 âmăl statt amăl; Str. 11 Z. 4 dürfte bei ōa (= ihnen) die Andeutung der Naselung durch hochgestelltes n (ŏaⁿ, oder eaⁿ?) fehlen. In I Str. 9 V. 2 überrascht das undialektische hab' i statt hūn i. Diese Kleinigkeiten haben natürlich nichts zu sagen. Im ganzen hat man es mit einem beachtenswerten Beitrag zur Forschung der deutschen Volksdichtung überhaupt und der tirolischen im besonderen zu tun.

Den Schluß des Heftes bildet „Ein Bericht des Oberstleutnants Freiherrn von Taxis an den Kaiser Franz über die Aprilereignisse in Tirol 1809“, den Prem auf Grund einer Abschrift des im Wiener Kriegsarchiv liegenden Originals mitteilt. Das Interessanteste an dem über die Tapferkeit und den Patriotismus der Tiroler hochbegeisterten Bericht ist, daß Taxis das Hauptverdienst an der ersten Befreiung Tirols dem Major Straub aus Hall zuschreibt, den er auch an erster und einziger Stelle dem Monarchen zur Belohnung vorschlägt.

Rudolf Sinwel.

Hermann Burg, Der Bildhauer Franz Anton Zauner und seine Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte des Klassizismus in Österreich. Herausgeg. vom k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht. Wien, A. Schroll, 1915.

Dieses Buch, das den hervorragendsten klassizistischen Bildhauer der Wiener Schule behandelt, verdient auch in unserem Lande das größte Interesse; denn wie im Zeitalter des Barock und Rokoko einige der führenden Wiener Künstler (Strudel, Troger, Lampi) Tiroler waren, so entstammte auch Zauner, der an der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert dort den Ton angibt, dem westlichen Gebirgslande. Doch nicht unter diesem lokalen Gesichtspunkte wollen wir das Buch einwerten. Heute wendet sich die Forschung wieder mit frischem Interesse und zugleich mit neuer Auffassung dem Zeitalter des Klassizismus zu und die monographische Untersuchung eines hervorragenden Künstlers dieser Zeit hat daher eine über den Einzelfall hinausreichende Bedeutung. Der Verf. stellt sich mit Nachdruck zu denen, die eine gerechtere und historisch tiefere Beurteilung des späteren 18. Jahrhunderts zu begründen suchen, das man gewohnt ist, als eine „Stilperiode verderblicher Verirrungen“ anzusehen, dessen Kunst als eine „literarische“ gilt, die ihr Leben bloß einem Ideal der Gelehrten und Dichter verdankt. Gleich andern wendet er sich besonders gegen die Anschauung, daß erst jene literarische Bewegung, die unter dem Einfluß großer archäologischer Entdeckungen um die Mitte des 18. Jahrhunderts eine neue Begeisterung für die Antike verbreitete, die Wendung vom Barock zum Klassizismus hervorgerufen habe. „Ästhetische Theorien haben nie eine Kunst ins Leben gerufen“. In der Theorie galt die Antike seit der Renaissance ununterbrochen als höchstes Ideal und an den Akademien wurden ihre Werke immer studiert. Aber so lange das innere Bedürfnis der Zeit nach dem Bewegten und Malerischen in der Plastik ging, blieb diese Theorie ohne tiefere Bedeutung. Das Kunstwollen mußte sich also selbst geändert haben, ehe die klassizistischen Anschauungen wieder auf die Produktion selbst Macht gewannen. Ein Verlangen nach Ruhe und Maß, nach plastischer Bestimmtheit statt malerischer Auflösung hatte sich eingestellt, ehe noch Winckelmann und Mengs ihre Lehren verkündeten, die nur als Ausdruck des geänderten Willens der Zeit in Erscheinung aufzufassen sind. Seitdem man selbst wieder auf dem Wege zum Einfachen war, erschien der anlehnbefähigten Zeit nun die Kunst der Alten als Erfüllung der eigenen Wünsche und wurde daher eifrig als Vorbild ergriffen. Aber es wäre irrig zu glauben, daß nun wirklich die Antike erneuert wurde.

Im Grunde sah man die Antike mit den Augen der eigenen Zeit, wählte aus ihr, was dem damaligen Empfinden entsprach und schuf daher auch wieder etwas Neues, in dem der Geist der Generation zum Ausdruck kam: die Kunst dieser Periode ist „nicht in stärkerem Grade antikisierend wie die Schöpfungen vergangener Geschlechter, die sich der Formensprache der Alten als künstlerisches Ausdrucksmittel bedienten“. Ähnliche Kräfte, wie diejenigen, die in jüngster Vergangenheit nach dem Naturalismus und Impressionismus zu einer neuen Stilisierung führten, waren es auch, die „gegen die Neige des 18. Jahrhunderts eine große Kunst erstehen ließen“.

Sicher ist mit diesen Anschauungen die Grundlage zu einer Vertiefung unserer Erkenntnis jener Zeit gewonnen und es ist ein großes Verdienst des Buches, das Selbständige in ihren Erzeugnissen in den Vordergrund zu rücken. In der Tat hat die eingehendere Erforschung des 17. und 18. Jahrhunderts gezeigt, daß Versuche, zu einer neuen Ruhe und Geschlossenheit zu gelangen, dem Auftreten der Winckelmann und Mengs schon vorangingen. Und zweifellos hat auch dann noch die Kunst ein bis zu gewissem Grade selbständiges Verhältnis zur Antike behalten und daher etwas Eigenes hervorgebracht, das unser volles Interesse verdient und nicht oberflächlich als bloße Nachahmung gewertet werden darf.

Aber gerade eine monographische Untersuchung wie die vorliegende, die wieder die einzelnen Tatsachen heranschafft, läßt den Verlauf der Dinge, wie uns scheint, nicht als so organisch erscheinen, wie es die oben wiedergegebene allgemeine Auffassung hinstellt. Auch B.'s Buch scheint mehr zu bestätigen als zu widerlegen, daß die literarische Bewegung um die Mitte des Jahrhunderts, die nach dieser Auffassung mehr Wirkung als Ursache war, in Wirklichkeit einen neuen, besondern Einsatz in der Entwicklung bildet, dessen Einfluß alles eher als gering zu nennen ist. Was vor ihr versucht wird, ist eine Umbildung des bisherigen barocken Stiles im Sinne einer größeren plastischen Ruhe. Aber sie befriedigte augenscheinlich nicht. Und als nun die Theoretiker verkündeten, daß nur die Nachahmung der Griechen die Kunst groß machen werde, wird plötzlich alles wie von einem Taumel fortgerissen. In fast jedes einzelnen Künstlers Leben kommt ein Zeitpunkt, wo er alles früher Erworbene und auch jene neuen Ansätze von sich wirft und sich ganz und gar in die Werke der Alten zu versenken beginnt. Diese erscheinen jetzt nicht mehr bloß als Helfer im eigenen Suchen, sondern als die einzige Sprache, die in der Kunst gesprochen werden darf; ihre Formen werden zum absoluten Kanon, dessen Erwerbung die dringendste und wichtigste

Angelegenheit jedes schaffenden Künstlers ist. Jede Seite des vorliegenden Buches spricht, daß dies der allgemeine Glaube nicht bloß der Gelehrten und Gebildeten, sondern auch der Künstler war. Gewiß war das nun eben Theorie, und sobald sie ins Schaffen umgesetzt wurde, kam doch nicht der reine Stil des Altertums, sondern der Herren eigener Geist zum Vorschein. Allein ebenso gewiß ist, daß diese Theorie einen tiefen und in vieler Hinsicht verhängnisvollen Einfluß auf das Schaffen ausgeübt hat. Von ihr wurde vor allem schon die künstlerische Erziehung bestimmt, die auf ein jahrelanges Auswendiglernen antiker Statuen bis ins kleinste Detail hinauslief. Solch sklavisches Antikenstudium aber hat sicherlich die Formphantasie der Künstler von vornherein stark belastet; es machte das Schaffen geringerer Künstler, wie der Verf. selbst zugibt, vielfach zu einem beständigen Wiederholen einiger berühmter Antiken, hat aber auch im Lebensgange bedeutenderer Meister seine Spuren hinterlassen und die Unmittelbarkeit ihrer Erzeugnisse beeinträchtigt. Der Meinung, es sei genug, wenn ein Bildwerk einen antiken Stoff behandle und einem antiken Bildwerk gleiche, verdanken wir zahllose Arbeiten, deren künstlerische Leere uns heute kein Geheimnis mehr ist. Sicher blieb auch das 18. Jahrhundert dem Geiste nach der Antike gegenüber selbständig: aber um so ängstlicher klammerte es sich an deren einzelne Formen, nicht weil es über keine anderen verfügt hätte, wie etwa die früheste mittelalterliche Kunst, sondern weil die akademische Doktrin es vorschrieb. Der neu entfachte Enthusiasmus für das antike Ideal war eben zu einem selbständigen Faktor geworden, der die ursprünglich organische Bewegung nach den ersten Ansätzen in eine besondere, ausgesprochen retrospektive Bahn ablenkte. Das unterscheidet diese Kunst sowohl gegenüber der Renaissance, deren Verhältnis zur Antike ein naiveres und selbstbewußteres war, als vollends vom modernen Stilismus, der — mögen auch alte und älteste Kunstwerke da und dort mit heringesprochen haben — organisch aus einer selbständigen Erfassung des Natureindrucks hervorgewachsen ist. Die typische Entwicklung der Klassizisten ist keineswegs ein allmählicher Übergang von der barocken Unruhe und Auflösung zu „gemessenem Ernst und ruhiger Größe“ im Geiste der Antike, sondern nach anfänglich eigener Umbildung des Barock ein förmliches Untergehen in Nachahmung, woraus sich erst allmählich ein Verarbeiten des Vorbildes im Sinne des Zeitempfindens losringt. Die Rokokostimmung wirkt noch lange fort: indem ihr nun in gehalteneren und reineren Formen Ausdruck gegeben wird, kommt es oft zu Werken von einer eigenen, überaus reizvollen Schönheit; manch anderen freilich

verleiht die unter Verzicht auf lebendig persönliche Gestaltung gesuchte klassische Idealität etwas völlig Erkältendes.

Für dies alles liefert das von B. mit eindringendster Sorgfalt geschilderte Künstlerleben reichliche Beweise. Franz Zauner, in einem entlegenen Dörfchen des Oberinntales (1746) geboren, wächst zunächst unter lokalen Barockmeistern auf; und auch an der Wiener Akademie, die er 1766 besucht, gehört sein erster Lehrer, Jakob Schletterer, noch ganz der alten Richtung an. Aber zugleich studiert Zauner die berühmten Brunnenfiguren Rafael Donners, die, verglichen mit den Werken der Berninischule, eine neue, strengere und geschlossenere Form zeigten und sich so auf ihre Art dem Verlangen der Zeit nach plastischer Ruhe näherten. Die Statuen, die nun auch Zauner 1776 für ein Bassin in Schönbrunn modelliert, knüpfen ganz an Donner an und gehen in derselben Richtung schon darüber hinaus. Man sieht, wie von hier aus eine allmähliche Weiterbildung des Vorhandenen im Sinne der neuen Tendenzen, wenn auch aus der Ferne vom antiken Ideal geleitet, möglich war. Aber nicht dieser Weg wird beschritten. Zauner kommt nun als kaiserlicher Pensionär nach Rom und lebt hier durch vier Jahre einem völlig selbstentäußernden Studieren und Kopieren antiker Statuen. Die Instruktionen, die den Pensionären gegeben waren, die Methoden, denen sie sich unterwarfen, werden uns eingehend geschildert und bezwecken ein völliges Aufgehen im Vorbilde. Wie sehr man die Antiken (im Grunde eigentlich eine geringe Zahl von ihnen) als Norm bis ins Einzelinste ansah, verrät nichts deutlicher als die Motivierung, die Zauner einem Ansuchen um Stipendiumverlängerung gibt: er wünscht, die Antiken „stets vor Augen zu haben und bei jedem Teil als einen untrüglichen Gesetzgeber um Rat fragen zu können“, damit seine eigenen Werke „nicht etwa bloß nach dem unbestimmten Eindruck, den die Ausführung der Antiken im Gedächtnis zurückläßt, verfertigt würden“. Es kommt denn zunächst auch zu Arbeiten, die — mit geringfügigen Abweichungen — bekannten griechischen Werken nachgebildet sind. Erst allmählich erhebt sich der Meister, inzwischen nach Wien zurückgekehrt und dort seit 1782 als Lehrer, seit 1806 als Direktor der Akademie tätig, aus solcher Unselbständigkeit und gelangt nun zweifellos zu Schöpfungen, in deren immer freier gehandhabter klassischer Form sich mit vornehmer Zurückhaltung ein eigenes, feines Empfinden und ein großer Schönheitssinn ausspricht. Es ist ein Werdegang, der demjenigen so mancher gleichzeitiger Maler, wie etwa seines Landsmannes Josef Schöpf, in vieler Beziehung gleicht, und einzelne Werke, wie die Hochaltarengel der Kirche in Sarasdorf haben eine überraschende

innere und äußere Ähnlichkeit mit dessen Stil. Das Ergebnis ist eine Kunst, der nicht wohl Größe, aber eine gewisse reine Anmut eignet. Manche der späteren Arbeiten Zauners, wie z. B. die Reliefs am Grabmal Leopolds II. stehen in solch edler Lieblichkeit sicherlich nicht hinter Thorwaldsen zurück. Zu seiner abschließenden Leistung gelangte der Künstler im Reiterstandbild Josefs II. in Wien. Die Geschichte dieses Monuments, die auf Grund umfangreicher Quellen mitgeteilt wird und auch nach der technischen Seite großes Interesse bietet, ist ein Kabinettstück eindringender urkundlicher und künstlerischer Erforschung eines öffentlichen Denkmals und gibt treffliche Einblicke, wie ernst die guten Meister doch auch in dieser Epoche die Kunst nahmen, wie gründlich sie ein solches Problem anfaßten und wie ehrlich sie an ihren Idealen hingen.

Vermag man sich in der allgemeinen historischen Bewertung des Klassizismus dem Verf. nicht überall bis an die Endurteile anzuschließen, so muß hervorgehoben werden, daß er im einzelnen überall sorgfältig und kühl abwägt. Seine Analysen zeichnen sich durch vornehme Schlichtheit der Sprache und bündige Klarheit aus; in feinsinniger Weise und mit gründlicher Kenntnis wird die frühere, gleichzeitige und spätere Kunst zum Vergleiche herangezogen und so die geschichtliche Stellung und künstlerische Art jedes Kunstwerkes scharf umgrenzt. Das Biographische ist sehr reichhaltig. Ausführlich wird das ganze Milieu gezeichnet, manchen Persönlichkeiten des Kunstlebens in Wien und Rom, die für Zauner von Bedeutung sind, werden förmliche Exkurse gewidmet. Der Verf. war in der glücklichen Lage, im Archiv der k. k. Akademie in Wien reichliches Material zu finden und hat es eingehend benützt. Viele solche Dokumente schaltet er in vollem Wortlaut in die Darstellung selbst ein, um „sie dadurch zu beleben“, geht aber hierin unserm Empfinden nach viel zu weit. Man mag Briefe einfügen, welche die künstlerischen Anschauungen des Helden oder der Zeitgenossen aufklären; aber Korrespondenzen, Dekrete und Akten, die sich nur auf bürokratische Fragen oder geschäftliche Dinge beziehen, burden uns einen Teil der Mühe auf, die uns die Darstellung ersparen will. Zur bildlichen Ausstattung muß man den Verf. beglückwünschen: sie ist nach Reichtum wie Ausführung glänzend. B.'s Zaunerbuch ist jedenfalls ein ausgezeichnetes, verheißungsvoller Beitrag zu einer neuen Erforschung des klassizistischen Zeitalters. In Tirol wird man ihn zugleich als neue wertvolle Bereicherung der heimischen Kunstgeschichte begrüßen.

Zum Schlusse sei es noch gestattet, eine Einzelheit zu berichtigen. Der in der Jugendgeschichte Zauners genannte Bild-

hauer Josef Anton „Denn“ aus Imst (1714—90) heißt in Wirklichkeit Renn: so ist sein Name in der vom Verf. benützten Handschrift (Innsbruck, Ferdinandeum, Bibl. Dipauliana Nr. 1104 S. 641) richtig zu lesen und so wird er auch im Tiroler Künstlerlexikon (S. 206) und bei Wurzbach (25. Bd. S. 289) aufgeführt. Auch ist der erste Lehrer Zauners, Josef Deutschmann, nicht, wie der Verf. angibt, ein Schüler Renns, sondern (nach derselben, in diesem Punkte einzigen Quelle) ein Schüler des Bildhauers Jais und Mitschüler Renns.

Heinrich Hammer.

Programme der österr. Mittelschulen des Schuljahres 1913/14, welche auf Tirol bezügliche Aufsätze enthalten.

Bregenz, k. k. St.-Gymn.

Prof. Karl Tizian, Der Streit um den Bischofsitz. 10 S.

Um die kirchl. Verwaltungsgebiete mit den staatlichen Grenzen in Einklang zu bringen, hatte Kaiser Josef II. den Gedanken gefaßt auch im Lande Vorarlberg, welches damals drei fremden Bischöfen, nemlich denen von Konstanz, von Chur und von Augsburg unterstand, ein eigenes Bistum zu errichten. Als Sitz des neuen Bischofes, zu welchem bereits der damalige Weihbischof von Wien, Graf Edmund von Arzt, ernannt worden war, wurde Bregenz aus-ersehen. Feldkirch war aber auf die daraus entstehenden Vorteile eifersüchtig und es entspann sich daher ein langwieriger Streit zwischen den beiden Städten des Landes, bis Kaiser Josefs Gedanke, der nach dessen Tode unausgeführt blieb, endlich i. J. 1818 durch Einsetzung eines Weihbischofs mit dem Amtssitze in Feldkirch beendet wurde.

Der Verf. dieser interessanten Skizze verspricht in einer Fußnote über die Diözesanregulierungspläne K. Josefs II. eine längere Arbeit zu veröffentlichen; er hat aber inzwischen als Reserveoffizier auf den galizischen Schlachtfeldern den Heldentod gefunden, ein Umstand, der uns diese kleine Arbeit noch wertvoller macht.

— — Prof. Jos. Ilg, Im neuen Heim; schildert die Geschichte der Entstehung der schönen Anstalt bis zu deren Einweihung am 22. Dez. 1913.

Drei schwungvolle Oden von Prof. Dr. Nik. Neßler, von denen insbes. die zweite ansprechend ist, bilden den Schluß.

Brixen, Vincentinum.

Prof. Mich. Hellweger, Die Groß-Schmetterlinge Nordtirols.
III. T. Sponner bis Wurzelbohrer (Schluß). 164 S.

Diese mit gründlichster Sorgfalt bis zur Gegenwart ausgeführte Arbeit bildet jetzt mit den vorausgegangenen 2 Teilen den verlässlichsten Wegweiser für Freunde der Schmetterlingkunde.

Feldkirch, k. k. Staats-Gymn.

Prof. Gebh. Fischer gibt zu Beginn einen warmen Nachruf für den verdienstvollen † Schulmann Direktor Jodok Mätzler.

Prof. Dr. Jos. Murr, Die Laubmoose von Feldkirch und Umgebung mit Einschluß Liechtenstein. 24 S.

Der Verf. hat teils allein teils mit Prof. Gradl die angeführten Gebiete durchforscht und mit gewohnter Sorgfalt diese Lücke in der botanischen Kenntnis des Landes ausgefüllt.

Feldkirch, Stella matutina.

Prof. Jos. Fischer, Massenas Sturm auf Feldkirch vom 23. März 1799. Nach dem »Plan der Attaque« des Jakob Saitsch (1799) und archiv. Quellen. Mit einer Wiedergabe des Planes (1:2) in Fünffarbendruck nach der Kopie des Anton Bergamin (1804). 36 S.

Artillerie-Lieutenant beim damaligen 2. Feld.-Art.-Reg. Jak. Saitsch, der im J. 1799 bei der heldenmütigen Verteidigung Feldkirchs gegen den Sturm des franz. Marschalls Massena die Artillerie befehligte, hatte unmittelbar nach dem Angriffe den Plan desselben gezeichnet und denselben als ein Denkmal vorarlberg. Tapferkeit »den Löbl. Herrn Staenden zu Feldkirch« übermacht, woselbst derselbe auch am 26. Aug. 1799 einlief und dankend angenommen wurde. Dieser wertvolle Plan ist nun leider unauffindbar und alle Nachfragen nach dessen Verbleib in Archiven und Bibliotheken waren bisher vergeblich. Glücklicherweise besitzt das Gymnasium Stella matutina eine von dem Schweizer Anton Bergamin im Jahre 1804 angefertigte Kopie und mit Zugrundelegung derselben hat Prof. Fischer eine ungemein gründliche Studie über den ganzen Sturm auf das tapfere Feldkirch mit Benützung aller einschlägigen Literatur verfaßt, deren Lesung in heutiger Zeit doppelt belehrend ist.

Görz, k. k. Staats-Oberrealschule.

Dr. A. Depiny, Nikolausspiele aus Tirol. II. T. 48 S.

Enthält unter andern auch ein solches Spiel aus der Gegend von Hopfgarten.

Hall, Gymnasium.

Prof. P. Justinian Lener, Die Schüler-Akademien am k. k. Franz Josef-Gymn. in Hall. 24 S.

Handelt über die Schulfeste, vornehmlich seit Eröffnung der neuen Anstalt am 3. Okt. 1899.

Innsbruck, k. k. Gymnasium.

Prof. Dr. C. Lechner, Gesch. d. Gymn. in Innsbruck, VIII. T. S. 190—213.

Dieser, wie immer, mit kritischer Genauigkeit gearbeitete Teil behandelt die Studienreformen in der letzten Zeit der Jesuitenschule. Die Schlußkapitel enthalten die Namen der Rektoren des Kollegiums aus der Ges. Jesu von 1562—1773 und die Präfecten des Gymn. von 1597 gleichfalls bis zur Auflösung des Ordens 1773.

Innsbruck, Mädchenschule der Frauen Ursulinen.

M. Gregoria Höllrigl, Lebensgeschichte unserer einheimischen Leuchtkäfer mit besonderer Berücksichtigung des Leuchtvermögens. II. T. 26 S.

Dieser Schlußaufsatz behandelt das Puppenstadium, die vollentwickelten Tiere, das Leuchten unter verschiedenen Einflüssen, Zweck und Ursache des Leuchtens. Die deutsche, französische, italienische und englische Literatur ist auch aus den verstecktesten Quellen herangezogen.

Innsbruck, Bürgerschule.

Fachlehrer J. Pöll, Die häufigsten essbaren, giftigen und auffallenden Pilze der Umgebung von Innsbruck 21 S.

Der vielseitige Verf., der uns im Vorjahre eine schöne Monographie über Seefeld in geschichtlicher und pflanzenkundlicher Hinsicht geliefert, behandelt in vorliegender Arbeit obgenannten Gegenstand. Erwachsen ist die Arbeit jedenfalls aus dem Unterrichte in der Schule, bei welchem natürlich auch die entsprechenden Abbildungen auf Wandtafeln zu Gebote standen.

Meran, k. k. Gymnasium.

P. Anselm Noggler, Romanische Familiennamen in Ober-Vinschgau. V. T. S. 153—192.

Umfaßt die Namen von Gaudentius—Matthias.

Meran, Privat-Realschule.

Prof. Dr. Ernst Kunzfeld, Mittelschule und Heimatkunst. 18 S.

Außer beherzigenswerten Winken für die Pflege der Heimatkunst enthält die Abhandlung noch einige hübsche Abbildungen von einschlägigen Schülerarbeiten.

Pola, k. k. Staats-Realschule.

Dr. Mario Filzi, Beiträge zu einem unterländischen Idiotikon. Fortsetzung S. 41—48.

Enthält die Fortsetzung des Buchstabens A und reicht bis zum Beginne des Buchstabens F.

Salzburg, k. k. Staats-Gymnasium.

Prof. Dr. Emil Allgäuer, Zeugnisse zum Hexenwesen des 17. Jhts. (Ein Beitrag zur Volkskunde Vorarlbergs.) 38 S.

Die Quellen dieser Arbeit stammen aus den Archiven des Landes Vorarlberg und der Stadt Bregenz; sie gehören den 17. Jht. an. Der reichhaltige Inhalt kann als Parallele für tirolische Verhältnisse dieses traurigen Kapitels dienen.

Salzburg, Coll. Borromaeum.

Prof. Anton Brandstätter, Das Borromäum vom 12. Juli 1885 bis 12. Juli 1912. 24 S. Bildet eine Fortsetzung der 1885 erschienenen Geschichte und Statistik dieser Anstalt und ist eigentlich ein catalogus mortuorum, unter denen sich auch viele Tiroler befinden.

St. Pölten, Landes-Lehrerseminar.

Dr. med. Matthias Klaus, Der Alpenpflanzengarten des Seminars. 8 S.

Bei der Anlage dieses 800 m² umfassenden Alpinums hat unter andern auch der Innsbrucker botanische Garten zum Vorbild gedient.

Urfahr bei Linz, Privat-Gymnasium Petrinum.

Prof. Karl Weiß, In den kristallinen Schiefern der Ostalpen. Bericht über die Eindrücke, Forschungen und vorläufigen Ergebnisse einer mit Unterstützung des h. Minist. f. K. u. U. während der Hauptferien 1913 durchgeführten Studienreise. 57 S.

Für Vinschgau, Passeier, Sterzing, Innsbruck und das Pustertal für uns bemerkenswert.

Wels, k. k. Staats-Gymnasium.

Prof. Dr. Paul Rossi, Hans von Hoffenthal. 45 S.

Enthält eine Lebens- und Entwicklungsgeschichte des in der Blüte der Jahre vor einigen Monaten — nach dem Erscheinen dieser Schrift — verstorbenen Tiroler Schriftstellers Hans von Hoffenthal. Diese Arbeit gehört nach der Einteilung der antiken Rhetoriker in das Gebiet des γένος ἐπιδεικτικόν, in das Gebiet der sogenannten Prunkrede, zu welcher sie der blühende, üppige Stil und das Verschleiern entschiedener Verirrungen des Schriftstellers stempeln. Der unterzeichnete Berichtstatter, der alle hier erwähnten Werke Hoffenthals nach seiner Meinung nicht nur oberflächlich kennt, gesteht aufrichtig, daß er sich an den wirklich prächtigen Naturschilderungen und Naturbeobachtungen des Schriftstellers und an dessen Liebe zur heimatlichen Scholle oft aufrichtig gefreut hat, muß aber offen gestehen, daß ihn der Inhalt mancher Erzählung zum mindesten abgestoßen hat. Namen der betreffenden Romane oder Novellen seien absichtlich nicht genannt, weil hier nicht der Platz für eine eingehende Würdigung sondern nur für eine kurze Berichterstattung ist, aber das Wenige mußte gesagt sein, damit der Vorwurf „wer schweigt, ist einverstanden“ nicht auch den Berichtstatter treffe.

Wien, k. k. Carl Ludwig-Gymnasium XII.

Supplent Dr. Rudolf Deschmann, Der Föhn in den Alpen. Seine Entstehung und metereolog. Eigenschaften. 42 S.

Das Wesen des Föhn wurde, wie der Verf. eingangs hervorhebt, schon von früheren Metereologen erörtert, aber von Jul. Hann in Wien erst richtig erkannt. Prof. Heinz v. Ficker hat dann die Ergebnisse Hann's noch in manchen Punkten ergänzt. Im Schlußwort wird die Wirkung und Bedeutung dieses Windes, insbesond. auch für das Innsbrucker Klima, hervorgehoben.

Innsbruck.

M. Hechfellner.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum](#)

Jahr/Year: 1915

Band/Volume: [3_59](#)

Autor(en)/Author(s): Anonymus

Artikel/Article: [Besprechungen. 315-349](#)